

terscheiden, sowie die weitflächig gestreuten, literarischen, filmischen und philosophischen Referenzen (beispielsweise in „Die Weber“, S. 58-62, „Die Näherin“, S. 73-95). Diese letztgenannte Erzählung, neben dem *Himmelsnetz* der umfangreichste Text, erinnert in der Evozierung von Aspekten von Willkürlichkeiten und Absurditäten, die abrupt ins Unheimliche kippen, stark an *Der Prozess*, beispielsweise wenn es heißt: „Nun, die Näher, auch die ehemaligen, sprechen nicht viel darüber, wir sprechen nur in Andeutungen davon und uns wird auch beigebracht, nur in Andeutungen von den Häuten zu sprechen, die wir bearbeiten“ (S. 89). Das Unheimliche, das zugleich erschrecken-derweise fasziniert, schlägt den thematischen Bogen zwischen diesen kunstvoll konzipierten und dennoch sich so organisch entwickelnden Erzählungen, deren Sprachbilder sich tief einbrennen.

Lorena Pircher

Christopf Janacs: Höllen und Wunder.

Unwirsche Texte, Edition Tandem

2025, 144 Seiten, € 22,-

„es reicht, daß ein Wort das nächste gibt. so komme ich in Regionen, von deren Existenz ich nicht wußte und auch keine Ahnung hatte.“ (S. 105). Autor Christoph Janacs schafft es, ein extrem verdichtetes lyrisches Konglomerat zu verfassen. Sein Gedichtband ist in fünf Kapitel unterteilt. In Kapitel eins kommen höchst politische Themen zutage und eine fehlende österreichische Erinnerungskultur wird bekrittelt: „mutig in die

neuen Zeiten, schritten sie im Gleichschritt und sahen schon bald ziemlich alt aus. seh ich recht? sie schreiten noch immer in alter Burschenherrlichkeit, daß einem Hören und Nachsehen vergeht.“ (S. 9) Das zweite Kapitel ist dem Thema Religion gewidmet. In Gedichten wie „in Gottes Namen“, „59 Perlen“=Rosenkranz, „Nothelfer“=Heilige, „Jonas“ usw. rechnet Janacs mit den nicht eingehaltenen Versprechen der Kirchen und Religionen ab, und vermittelt in den Gedichten auch eine ganz eigene, nahbare Auseinandersetzung eines lyrischen Ichs mit dem Beichten vor dem Pfarrer. „hätte Gott das gewußt, er hätte am fünften Tag Schluß gemacht, sich zurückgelehnt und gelächelt. aber er mußte ja weitermachen! als er den Schaden sah, halfen ihm auch Turm und Flut nicht mehr. einer der Gründe dafür, daß man ihn noch nie lächeln gesehen hat.“ (S. 47) Kapitel drei ist dann anders aufgebaut als die vorherigen zwei Kapitel. Während Janacs in Kapitel eins und zwei auf Prosagedichte gesetzt hat, sind in Kapitel drei: drei Dialoge und nur ein Prosagedicht zu finden. Die Dialoge wirken, als ob zwei Stimmen desselben Gehirns protokolliert worden wären und durch Regieanweisungen, die erklären, wie etwas gemeint ist oder gesagt gehört, wirken sie wie Theaterdialoge. Es geht um das Überschreiten von Grenzen und um das Aussehen und die Ausgestaltung der Hölle. In Kapitel vier widmet sich der Autor dem Abschied und dem nahenden Untergang, sei es durch Krieg: „aber was Fangeisen sind, weiß ich. auch Minen kenne ich. beider Geräusche sind unverkennbar“ (S. 86), sei

es durch Selbstmord und Geburtsfehler: „von Haus aus störrisch nein verstört nein gestört immer die Nabelschnur um den Hals nur die Äste nicht hoch genug und der Himmel zu tief für die Stirn daß die Wunde und Male nicht heilen...“ (S. 90), oder sei es durch moderne Medien und das Entsozialisieren der Menschheit durch sie: „dies ist nicht, was ich sagen wollte, wenn ich etwas sagen wollte, aber ich will nicht, ich hör nur zu. dies bin wahrscheinlich nicht einmal ich“ (S. 93). Im Abschlusskapitel, in Kapitel 5, geht es um den Tod und die Summe des Lebens: „vorläufig unwiderruflich. eine Grenze, die es zu überschreiten gilt. wie alle. bis auf eine, von der manche meinen, sie sei bloß ein Tor, ein Übergang. Übergang wohin?“ (S. 117)

Generell stemmt sich Janacs in jedem Gedicht gegen Phrasen und Sprichwörter, schreibt alle Sprichwörter um, hinterfragt, was wir täglich von uns geben oder zerfranst Zitate und Sprichwörter so sehr, dass sie fast nicht mehr erkennbar sind oder schon ins Gegenteil umgekehrt worden sind. Es gibt eine Groß- und Kleinschreibung, nur die Satzanfänge werden vom Autor bewusst klein geschrieben. Das lyrische Ich sagt selbst im Gedicht „Hölle und Wunder“: „ich leihe mir Formulierungen. nicht Ideen! Formulierungen. weil ich es nicht besser ausdrücken könnte. weil das, was ich sagen will, schon gesagt wurde, nur treffender; unübertrefflich“ (S. 71) Eine Liste von zitierten und teilweise verfremdeten Autor:innen befindet sich auf Seite 127. Dass der Autor, wie vor der Rechtschreibreform 1996, durch-

gehend ein scharfes S statt Doppel-s schreibt, kann ihm wegen der Flut und Fülle von verdichteten Sprachspielen und Sprachbefragungen verziehen werden.

Tobias March

Regine Koth Afzelius: Homo Tapir. Chronik einer Paarung. Edition Roesner 2025, 226 Seiten, € 26,-

Diese ganzen sozialen Netzwerke der US-Brologarchen sind natürlich abzulehnen, schroff und mehr denn je!, möge Datengierschlund Zuckerberg täglich von Papierschnitten und Fieberblasen heimgesucht werden! ABER. Ob es dieses Buch ohne Facebook gäbe? Ob sich das Paar in Buch und Realität gefunden hätte? Wir nehmen es vorweg: Ewig schad' wär' drum gewesen.

Der titelgebende Homo Tapir mit dem fiktionalen Namen Paul hat ein reales Vorbild. Peter Hodina trägt (mindestens in den Augen der Rezensentin) den Ehrentitel des meistunterschätzten Schriftstellers Österreichs. Seit Jahren teilt er die Ergebnisse seiner spinnerten Gedankenspaziergänge großzügig mit der Welt. „Er bedauert, kein Vorsokratiker zu sein; ein Satz hätte genügt, etwa: Alles ist Luft – und er wäre berühmt.“ Durch Facebookkommentare unter den virtuellen Essays findet auch die Autorin Regine Koth Afzelius zum „hauptberuflichen Wunderkammerer“, zum Junggesellen, der gerne als Tapir gelesen werden möchte. „Man staunt, wie selbstgenügsam er sich in seinem Ideenurwald herumtreibt“. Die Paarung des Unpaarhufers gelingt und damit